



ERSCHEINT AUSSCHLIESSLICH ONLINE!




PREIS SOZIALE
MARKTWIRTSCHAFT
2011

REINHARD KARDINAL MARX:
„WO DER GEIST DES HERRN WIRKT,
DA IST FREIHEIT“

Hans-Gert Pöttering (Hrsg.)

I
M

P
L
E
N
U
M



Mit Beiträgen von
Hans-Gert Pöttering | Petra Roth
Klaus Töpfer | Paul Kirchhof
Reinhard Kardinal Marx

ISBN 978-3-944015-49-1

www.kas.de



Konrad
Adenauer
Stiftung

INHALT

- 5 | VORWORT

- 7 | DER PREIS SOZIALE MARKTWIRTSCHAFT
DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG

- 9 | DER PREISTRÄGER 2011:
REINHARD KARDINAL MARX

- 11 | SOZIALE MARKTWIRTSCHAFT UND CHRISTLICHES
MENSCHENBILD – BEWÄHRUNG IN ZEITEN DER
KRISE
Hans-Gert Pöttering

- 19 | GRUSSWORT DER STADT FRANKFURT AM MAIN
Petra Roth

- 23 | DER BEGRIFF DER NACHHALTIGKEIT IN DER
SOZIALEN MARKTWIRTSCHAFT
FESTVORTRAG
Klaus Töpfer

- 33 | LAUDATIO AUF DEN PREISTRÄGER
REINHARD KARDINAL MARX
Paul Kirchhof

- 43 | WORTE DES PREISTRÄGERS
Reinhard Kardinal Marx

- 53 | HERAUSGEBER UND AUTOREN

*Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch
elektronische Systeme.*

© 2013, Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., Sankt Augustin/Berlin

Gestaltung: SWITSCH Kommunikationsdesign, Köln.

ISBN 978-3-944015-49-1

VORWORT

Am 7. Dezember 2011 ehrte die Konrad-Adenauer-Stiftung durch ihren Vorsitzenden Dr. Hans-Gert Pöttering mit einem Festakt in der Frankfurter Paulskirche Reinhard Kardinal Marx mit dem Preis Soziale Marktwirtschaft.

Nach den Preisträgern Werner Otto (2002), Berthold Leibinger (2003), Helmut O. Maucher (2004), Hans Bruno Bauerfeind (2005), Sybill Storz (2006), Arend Oetker (2007), Peter Wichtel (2008), dem Geschwisterpaar Eva Mayr-Stihl und Hans Peter Stihl (2009) sowie Dr. Regina Görner, Dr. Jochen F. Kirchhoff und Walter Riester im Jahr 2010 wurde erstmalig ein kirchlicher Würdenträger ausgezeichnet.

Die Paulskirche zu Frankfurt, Ort der Frankfurter Nationalversammlung von 1848/49, bildete erneut den festlichen Rahmen für die Preisverleihung, der 650 Gäste beiwohnten.

Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden der Konrad-Adenauer-Stiftung, Dr. Hans-Gert Pöttering, und dem Grußwort der Oberbürgermeisterin, Dr. h.c. Petra Roth, widmete sich Bundesminister a.D. Professor Dr. Klaus Töpfer in seinem Festvortrag den vielfältigen Möglichkeiten, die das Konzept der Sozialen Marktwirtschaft auch für die Nachhaltigkeit wirtschaftlichen wie gesellschaftlichen Handelns eröffnet. Im Anschluss hielt Professor Dr. Paul Kirchhof die Laudatio auf den Preisträger, in der er mit eindrucksvollen Worten den anwesenden Gästen das Werk, das Wirken, vor allem aber den Menschen Reinhard Marx nahebrachte.

Zum Abschluss skizzierte der Preisträger seine aus der Katholischen Soziallehre und dem Wirken des Mainzer Bischofs und Zentrums politiklers Wilhelm Emmanuel von Ketteler inspirierte Auffassung des Sozialen und der Marktwirtschaft, deren Anspruch ist und bleibt, das christliche Bild von Menschen in den Mittelpunkt ihrer Werte- und Rechtsordnung zu stellen.

Die Reden der Preisverleihung werden hier in redaktionell leicht überarbeiteter Form wiedergegeben.

DER PREIS SOZIALE MARKTWIRTSCHAFT

DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG

In der Sozialen Marktwirtschaft steht der Mensch im Mittelpunkt. Seine Rechte und Pflichten, seine Fähigkeiten, seine mutige Schaffenskraft und sein Verantwortungsbewusstsein sind in ihr gefordert und werden durch sie gefördert.

Soziale Marktwirtschaft ist keine ideologische Festlegung. Ihr offener Ansatz ermöglicht es, die Gewichte von Freiheit auf dem Markt und sozialem Ausgleich immer wieder neu auszutarieren. Dadurch wird sie dem Wesen des Menschen gerecht und ermöglicht wirtschaftliche und soziale Erneuerung.

Aber erst und vor allem praktisches Handeln und persönliches Vorbild erfüllen sie mit Leben. Aus diesem Grund hat die Konrad-Adenauer-Stiftung im Jahr 2002 den „Preis Soziale Marktwirtschaft“ ins Leben gerufen. Mit dem nicht dotierten Preis werden herausragende Leistungen von Personen im Geiste der Sozialen Marktwirtschaft ausgezeichnet.

Die aktuellen Turbulenzen an den Finanzmärkten in Deutschland, Europa und der Welt geben Anlass, auf Orientierungssuche zu gehen und den Menschen in unserem Land ein Gefühl von Verstehen, Begreifen, Orientierung und Wertschätzung zu geben. Das Beispiel und die Leistung unserer

Preisträger sollen Mut machen, auch größte Herausforderungen entschlossen anzupacken und zu bestehen.

Ohne Vorbilder bleibt Soziale Marktwirtschaft tatsächlich graue Theorie. Unsere Gesellschaft braucht Frauen und Männer mit Kreativität, Tatendrang, Unternehmergeist und Verantwortung für das Gemeinwohl. Menschen, die zu ihren Überzeugungen stehen, ihre Ziele mit langem Atem verfolgen und die ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten auch in den Dienst der Gemeinschaft stellen.

Die Preisträger werden von einer Jury vorgeschlagen und vom Vorstand der Konrad-Adenauer-Stiftung bestätigt.

DIE JURY „PREIS SOZIALE MARKTWIRTSCHAFT DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG“ BESTAND IM JAHR 2011 AUS DEN MITGLIEDERN:

Dr. Patrick Adenauer, Geschäftsführender Gesellschafter der Bauwens GmbH & Co. KG, Köln

Professor Dr. Rüdiger Pohl, Martin-Luther-Universität, Halle-Wittenberg

Professor Dr. Nikolaus Schweickart, Vorsitzender des Vorstandes der Altana Kulturstiftung gGmbH, Bad Homburg

Dr. Jens Odewald (Vorsitzender der Jury), Vorsitzender des Verwaltungsrates der Odewald & Compagnie GmbH, Berlin

DER PREISTRÄGER 2011

REINHARD KARDINAL MARX

In der Begründung der Jury heißt es:

„Reinhard Kardinal Marx sieht bei der wirtschaftlichen Entwicklung einer Gesellschaft nicht allein die bessere materielle Ausstattung der Menschen, sondern auch die Erweiterung realer Freiheiten.

Dabei nimmt er den Menschen in den Blick, sowohl in seinem „Selbststand“ als auch in seiner Beziehung zu anderen. Das Prinzip der Personalität steht bei ihm im Mittelpunkt.

Professor Reinhard Marx hat die Dimensionen der Marktwirtschaft, deren Bedingungen und deren Grenzen aufgezeigt. Ein Wirtschaftssystem, das ohne Menschlichkeit, Solidarität und Gerechtigkeit ist, hat hiernach keine Moral und keine Zukunft.“

Aus dem Leben des Preisträgers:

Reinhard Marx wurde am 21. September 1953 in Geseke, Westfalen geboren. Nach dem Abitur im Jahr 1972 studierte er Theologie und Philosophie in Paderborn, Paris, Münster und Bochum. Im Jahr 1979 wurde er in Paderborn zum Priester geweiht. In den Jahren 1981 bis 1986 war Reinhard Marx Geistlicher Rektor und ab 1996 Direktor des Sozial-

instituts „Kommende des Erzbistums Paderborn“. Die Promotion zum Doktor der Theologie erfolgte im Jahr 1989 mit einer Dissertation zum Thema *Ist Kirche anders?: Möglichkeiten und Grenzen einer soziologischen Betrachtungsweise*. Von 1996 bis 2002 war er Professor für Christliche Gesellschaftslehre an der Theologischen Fakultät in Paderborn. Im Jahr 1996 fand am 21. September die Bischofsweihe durch Erzbischof Dr. Johannes Joachim Degenhardt im Hohen Dom zu Paderborn statt. Der Ernennung zum Bischofsvikar für Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft im Jahr 1997 folgte vier Jahre später die Berufung zum Bischof von Trier, in dessen Amt Reinhard Marx am 1. April 2002 eingeführt wurde. Am 2. Februar 2008 wurde Reinhard Marx als Erzbischof von München und Freising eingeführt und am 20. Oktober 2010 von Papst Benedikt XVI. zum Kardinal ernannt.

Zu den vielen besonderen Aufgaben von Reinhard Marx zählen seine Berufung in den Päpstlichen Rat für Gerechtigkeit und Frieden und der Vorsitz der Kommission für Gesellschaftliche und Soziale Fragen der Deutschen Bischofskonferenz. Ferner ist er Mitglied des Beirats des Ordo Socialis – Wissenschaftliche Vereinigung zur Förderung der Christlichen Gesellschaftslehre e.V. und einer der tiefsten Kenner der Katholischen Soziallehre. Seine Beiträge, wie das im Jahr 2010 erschienene Buch *Das Kapital. Ein Plädoyer für den Menschen*, haben die öffentliche Diskussion bestimmt und wirtschafts- wie gesellschaftspolitische Impulse gesetzt. Der Wahlspruch seines Episkopats „Ubi spiritus Domini ibi libertas – Wo der Geist des Herrn wirkt, da ist Freiheit“ (2 Kor 3,17) ist Ausdruck seines besonderen Freiheitsverständnisses, das auch der Sozialen Marktwirtschaft zur Ehre gereicht.

Dazu führte Reinhard Marx unter anderem aus: „Mit diesem Wort aus dem 2. Korintherbrief wollte ich deutlich machen, dass Freiheit das wesentliche Thema unseres Glaubens ist. [...] In der modernen Welt wurde dem Glauben unterstellt, dass er mit einem Freiheitsverlust einhergeht. Aber das Gegenteil ist der Fall. Freiheit ist die Voraussetzung für Verantwortung und Liebe.“

SOZIALE MARKTWIRTSCHAFT UND CHRISTLICHES MENSCHENBILD – BEWÄHRUNG IN ZEITEN DER KRISE

Hans-Gert Pöttering

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Herzlich willkommen zu einem Jubiläum! Seit nunmehr zehn Jahren ist es gute Tradition, dass wir zur Verleihung des Preises „Soziale Marktwirtschaft“ einladen. Diese Veranstaltung in der Paulskirche ist ein Höhepunkt im Jahreskalender der Konrad-Adenauer-Stiftung. Hier, im steingewordenen Symbol demokratischer Freiheit und nationaler Einheit, erinnern wir seit einem Jahrzehnt an die Werte und die Prinzipien unserer Wirtschaftsordnung – der Sozialen Marktwirtschaft.

Es ist der hessischen Gastfreundschaft zu danken, dass wir das alljährlich in diesen wunderbaren Räumen tun dürfen. Liebe Petra Roth, der Dank an die Stadt Frankfurt gilt besonders Ihnen. Es ehrt uns, dass Sie heute bei uns sind. Herzlich willkommen Frau Oberbürgermeisterin Petra Roth!

Es ist jedoch nicht allein der Charakter eines Ortes, der zum Gelingen einer Veranstaltung beiträgt. Ebenso wichtig sind die menschlichen Charaktere, sind die Köpfe, die an diesem Ort versammelt sind. Unsere heutigen Ehrengäste gehören zweifelsfrei zu den profiliertesten Denkern unseres Landes.

Ich freue mich deshalb außerordentlich, sie begrüßen zu dürfen.

Dieser Gruß ist mit einem herzlichen Dank verbunden. Danke dafür, dass Sie, lieber Professor Klaus Töpfer, die diesjährige Festrede halten werden. Seien Sie uns sehr herzlich willkommen!

Ich vermute, dass Sie in diesem turbulenten Jahr 2011 schon schwierigere Ansprachen gehalten haben. Als Vorsitzender der „Ethikkommission für eine sichere Energieversorgung“ waren Sie an einer historischen energiepolitischen Entscheidung beteiligt. Dafür gebührt Ihnen unser Respekt und unsere Anerkennung!

Respekt und Anerkennung darf ich auch Ihnen, lieber Herr Professor Paul Kirchhof, aussprechen. Als unermüdlicher Streiter für ein Staatswesen, das den Menschen befähigt und nicht bevormundet, sind Sie ein außerordentlich willkommener Laudator unseres Preisträgers. Wir heißen Herrn Professor Kirchhof sehr herzlich willkommen!

Bevor ich unseren diesjährigen Preisträger namentlich begrüße, möchte ich kurz darauf hinweisen, was den jüngsten Kardinal der Welt mit Ludwig Erhard verbindet. Unser erster Wirtschaftsminister hat einmal formuliert: „Die Wirtschaft ist vielleicht das Primitivste, aber sie ist auch das Unentbehrlichste; erst auf dem Boden einer gesunden Wirtschaft kann die Gesellschaft ihre eigentlichen und letzten Ziele erfüllen.“ Ludwig Erhard stellt damit unmissverständlich klar, warum wir der Ordnung unserer Wirtschaft große Beachtung schenken sollten.

Unser diesjähriger Preisträger schenkt unserer Wirtschaft Beachtung in ganz besonderer Weise. Ich begrüße außerordentlich herzlich den Träger des Preises „Soziale Marktwirtschaft“ 2011, den Erzbischof von München und Freising, Reinhard Kardinal Marx. Seien Sie uns sehr herzlich willkommen!

Verehrter Kardinal Marx, ich wiederhole das Zitat: „[...] erst auf dem Boden einer gesunden Wirtschaft kann die Gesellschaft ihre eigentlichen und letzten Ziele erfüllen“, so Ludwig Erhard. Sie, lieber Kardinal Marx, haben sich stets diesen letzten gesellschaftlichen Zielen zugewandt – ohne dabei die materielle Grundlage menschlichen Zusammenlebens zu vernachlässigen.

Ihr lesenswertes Buch *Das Kapital* unterstreicht das eindrucksvoll. Ich verstehe es als Bekenntnis zur Sozialen Marktwirtschaft. Es weist nachdrücklich auf die fast vergessenen Wurzeln unserer Wirtschaftsordnung hin – den Ordoliberalismus, aber auch auf die Christliche Soziallehre. In einer Zeit schwieriger wirtschaftlicher Herausforderungen, kann uns eben diese Christliche Soziallehre Orientierung geben.

Ich möchte Ihnen eine kleine Begebenheit nicht vorenthalten, die sich heute Morgen in Brüssel abgespielt hat. Ich habe *Sky News* ein Interview gegeben. Der britische Korrespondent meinte zu mir: „Eigentlich hätte ich das Interview lieber heute Abend live mit Ihnen gemacht, aber Sie müssen ja nach Frankfurt.“ Ich habe ihm erklärt, was hier in Frankfurt stattfindet. Als ich den Namen „Marx“ äußerte, sagte er: „Der hat doch *Das Kapital* geschrieben.“ Daraufhin befürchtete ich, er meine eine weniger verehrungswürdige Persönlichkeit gleichen Namens – aber dann rief er: „No, no, the cardinal!“ Also, Herr Kardinal Marx, Sie sehen, sogar in Großbritannien sind Ihre Werke berühmt – und das ist doch ein Zeichen der Hoffnung für unser gemeinsames Europa.

Verehrter Herr Kardinal, Ihre Prinzipien der Personalität, der Subsidiarität, der Solidarität, der Gemeinwohlorientierung und Nachhaltigkeit sind zeitlos. Je stärker eine Wirtschaftsordnung an diesen Grundsätzen orientiert ist, umso mehr entspricht sie einer *Ordo Socialis* – einer vernünftigen Ordnung des menschlichen Zusammenlebens.

Die Soziale Marktwirtschaft will diesem christlichen Anspruch ganz praktisch genügen: Durch eine Wirtschaftspolitik, die die Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit akzeptiert und ihnen Chancen auf dem Arbeitsmarkt eröffnet. Durch eine Sozialpolitik, die sie vor den Unwägbarkeiten des Lebens schützt. Sowie auch durch eine Energie- und Umweltpolitik, die ressourcenschonendes Wirtschaften einfordert.

Die Christliche Soziallehre dient dabei als Kompass. Sie begnügt sich nicht – und hier zitiere aus Ihrem Buch, Herr Kardinal – „mit dem gesellschaftlichen Ziel eines möglichst hohen Wirtschaftswachstums. Wirtschaft und Gesellschaft sollen nicht nur effizient, sie sollen auch gerecht sein.“

Die lautstarke Forderung nach einer gerechten, genauer gesagt „chancengerechten Gesellschaft“, macht Sie, lieber Kardinal Marx, zu einem konstruktiven Mahner unserer Sozialen Marktwirtschaft. Der kritische

Dialog, den Sie als herausragender Kirchenvertreter suchen, findet heute unsere zustimmende und dankbare Anerkennung.

Reinhard Kardinal Marx verdient diese Auszeichnung aus vielerlei Gründen. Insbesondere verdient er sie, weil er stets betont, dass die Ordnung unserer Wirtschaft eine permanente Gestaltungsaufgabe ist. Auch die globalisierte Welt liegt in Menschenhand. Sich ihrer anzunehmen und die Wirtschaftswelt zu gestalten, kann nur gelingen, wenn man ein Ideal vor Augen hat; also eine gedankliche Vorstellung davon entwickelt, wie ein funktionsfähiges Wirtschaftssystem gestaltet werden soll.

Genau das war die Leistung, die die Gründerväter der Sozialen Marktwirtschaft um Walter Eucken, Wilhelm Röpke, Alfred Müller-Armack und Ludwig Erhard für Deutschland erbrachten. Ihren Anspruch brachte Konrad Adenauer im Jahr 1946 auf den Punkt: „Die Wirtschaft soll dem Menschen dienen, nicht der Mensch der Wirtschaft.“

Darum geht es noch heute, darum geht es heute auch in Europa und der Europäischen Union. Ich bin der festen Überzeugung, dass die Europäische Union in einer globalisierten Welt wettbewerbsfähig sein kann, ohne Menschlichkeit, Solidarität und Gerechtigkeit aufzugeben.

Dafür steht unter anderem die Charta der Grundrechte der Europäischen Union, aber eben auch die wettbewerbsfähige Soziale Marktwirtschaft – ein Begriff, der Eingang gefunden hat in den Vertrag von Lissabon.

Ich erinnere an die fünfziger Jahre, als die Soziale Marktwirtschaft verwirklicht wurde. Damals wäre es nicht möglich gewesen, dass die Soziale Marktwirtschaft in ganz Europa als ein Prinzip anerkannt wird. Heute ist es möglich. Die Soziale Marktwirtschaft ist die Wirtschaftsordnung der Europäischen Union.

Allerdings muss die Soziale Marktwirtschaft europäischer Prägung noch stärker gestaltet werden. Die Schuldenkrise zwingt uns dazu, diese Herausforderung entschieden und gemeinsam anzugehen.

Im Mai 2010, in einem Interview mit dem *Handelsblatt*, haben Sie, lieber Kardinal Marx, gesagt: „Es geht jetzt darum: Wollen wir Europa? Dann müssen wir noch stärker zusammengehen, sonst können wir keine gemeinsame Währung haben.“

Dem kann man nur zustimmen: Wollen wir Europa? Meine Antwort ist eindeutig: Die Einigung unseres Kontinents ist im ureigensten Interesse der Bundesrepublik Deutschland. Wir müssen sie wollen! Dazu müssen wir unter Einbindung der Bevölkerung noch stärker zusammengehen, wie Kardinal Marx es gesagt hat. Ich bin davon überzeugt, dass es uns gelingen kann und gelingen wird, denn in den letzten Monaten wurde doch Bemerkenswertes erreicht: Die Europäische Union hat sich daran gemacht, Fehler der Vergangenheit zu beseitigen. Ich denke zum Beispiel an die Verschärfung des Stabilitätspaktes, die stärkere Überwachung nationaler Haushaltsbudgets oder die bessere Koordinierung der Wirtschaftspolitiken.

Auch die Mitgliedstaaten machen sich daran, alte Strukturen zu überwinden und besser zu haushalten. Deshalb stehen Ausgabenpolitik, Bürokratie, Arbeitsmärkte und Sozialversicherungssysteme EU-weit auf dem Prüfstand.

Ist uns dieser doppelte Aufbruch, ein Aufbruch der Europäischen Union und seiner Mitgliedstaaten, nicht mehr wert als der lakonische Kommentar: „Das reicht noch nicht?“ Müssten wir nicht stärker an den Wert der Europäischen Union erinnern – statt an den Preis? Und welchen Zweck hat es, Alleingängen das Wort zu reden, wenn Zusammenarbeit das Gebot der Stunde ist?

Trotz aller Verwerfungen, die wir in jüngster Zeit erleben, sollte man die Europäische Union nicht allein auf die Ökonomie reduzieren. Die Europäische Union ist viel mehr. Sie ist eine Wertegemeinschaft. Sie gründet auf der Achtung der Würde des Menschen, auf Freiheit und Demokratie, auf der Herrschaft des Rechts. Die Prinzipien von Solidarität und Subsidiarität leiten uns.

Wenn wir in diesen Tagen in die arabische Welt blicken, sehen wir unzählige Menschen, die auf die Straßen gehen und ihr Leben dafür riskieren, um in einer Werteordnung leben zu können, die für uns selbstverständlich ist. Die Schwierigkeiten unseres Währungsraums bekommen, wenn wir an diese mutigen Menschen denken, eine andere Dimension.

Ein früherer Ministerpräsident Russlands sagte mir vor einigen Monaten: „Das mit dem Euro, das werdet Ihr schon hinkriegen. Wenn wir in Russland Eure Probleme hätten – die Probleme der Europäischen Union –, dann wären wir ganz gut dran.“

Ich sage: Blicken wir auch einmal nach außen, um selber wieder selbstbewusst zu werden. Natürlich muss man – und da sind wir ganz nah bei der Kirche, Herr Kardinal – Selbstbewusstsein immer auch mit Demut verbinden.

Unser Wirtschafts- und Währungsraum hat sich im Kern bewährt. Das sollten wir niemals vergessen. Der Euro ist stabiler als es die D-Mark in den letzten zehn Jahren ihres Bestehens war. Natürlich kann das nur von Dauer sein, wenn sich die Europäische Union und ihre Mitgliedstaaten weiter modernisieren. Wir befinden uns mitten in diesem europäischen Modernisierungsprozess.

Deutschland kann in diesem Prozess ein Vorbild sein, weil wir ein krisenerprobtes Modell anzubieten haben. Ein Modell, das die Bundesrepublik Deutschland aus den Trümmern des Zweiten Weltkrieges an die Spitze industrialisierter Volkswirtschaften führte.

Als der britische Korrespondent mich heute morgen fragte: „Tun die Deutschen zu wenig für die anderen? Sind sie nicht solidarisch genug?“, habe ich ihm geantwortet: „Wir tun sehr viel – auch finanziell – im Gegensatz zu Großbritannien. Wir sind solidarisch.“

Ich meine: Für Fehlentwicklungen in anderen Ländern sollten wir nicht die Verantwortung tragen müssen. Gleichwohl müssen wir bei allem, was wir tun, uns so verhalten, dass wir die Zustimmung der anderen bekommen.

Mit unserem Preis „Soziale Marktwirtschaft“ ehren wir die Vorbilder der Sozialen Marktwirtschaft. Reinhard Kardinal Marx ist ein solches Vorbild; ein Mensch, der durch sein Engagement eine wirkmächtige Idee erst zum Leben erweckt.

Mein Dank für ihren Vorschlag gilt unserer Jury und ihrem Vorsitzenden Jens Odewald. Lieber Herr Odewald, Sie haben zusammen mit Ihren Mitstreitern, mit Patrick Adenauer, Professor Rüdiger Pohl, Franz Schoser

und Professor Nikolaus Schweickart, den Vorschlag gemacht, Reinhard Kardinal Marx mit diesem Preis auszuzeichnen. Deswegen ein ganz besonderer Dank an die Jury und den Vorsitzenden Jens Odewald.

Zu guter Letzt danke ich herzlich für die musikalische Untermalung unserer Preisverleihung. Wir verdanken sie Andrea Kumpe, einer jungen Altstipendiatin unserer Stiftung. Auf Wunsch unseres Preisträgers erfreut sie uns heute mit drei Kompositionen von Johann Sebastian Bach. Herzlichen Dank Andrea Kumpe!

In der Begründung der Jury heißt es: „Die Marktwirtschaft auf ein Fundament fester Prinzipien und Wertvorstellungen zu stellen und sich dabei vom christlichen Menschenbild leiten zu lassen, diese Überzeugung verkörpert der diesjährige Preisträger auf außergewöhnliche Art.“

Lieber Reinhard Kardinal Marx, diese Einschätzung möchte ich nachdrücklich unterstreichen!

Ich gratuliere Ihnen ganz herzlich, wünsche Ihnen und uns allen einen erinnerungswerten Nachmittag und darf nun die Frau Oberbürgermeisterin der Stadt Frankfurt, Petra Roth, bitten, zu uns zu sprechen.

GRUSSWORT DER STADT FRANKFURT AM MAIN

Petra Roth

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Im Namen der Stadt Frankfurt und als Hausherrin der Paulskirche darf ich Sie hier in Frankfurt am Main ganz herzlich willkommen heißen. Ich habe Kardinal Marx in München kennengelernt, und deshalb ist es für mich eine große Freude, ihn heute hier, in „meiner“ Stadt, als eine Persönlichkeit, die einen Preis verliehen bekommt, zu begrüßen. Ich weiß von Ihrer Nähe zum Volk, nicht nur dem Kirchenvolk und der Gemeinde, sondern eben dem städtischen Volk und ich weiß um Ihre Lebensphilosophie, die Sie den Bürgern vermitteln. Das hat mich sehr beeindruckt.

Dass ein so hochrangiger Geistlicher mit dem Preis Soziale Marktwirtschaft der Konrad-Adenauer-Stiftung geehrt wird, dürfte zumindest für die Paulskirche hier in Frankfurt am Main eine Premiere sein. Und sie dürfte dem einen oder anderen Beobachter oder Gast vielleicht etwas außergewöhnlich vorkommen. Doch ein Blick in die deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte gerade eben auch hier in Frankfurt zeigt, dass man sich eher darüber wundern müsste, dass nicht viel häufiger Gelehrte mit geistlichem Hintergrund mit solchen Auszeichnungen bedacht werden.

Ich bin als Oberbürgermeisterin dieser Stadt seit 1995, aber auch als Stadtverordnete seit 1977, ununterbrochen mit einem Mandat für diese Stadt tätig gewesen und erinnere mich noch sehr gut an den vielleicht bedeutendsten Denker dieser Stadt, den Lehrer der Hochschule Sankt Georgen hier in Frankfurt am Main, Oswald von Nell-Breuning. Ich war 1983 als Stadtverordnete dabei, als ihm die Ehrenbürgerwürde der Stadt Frankfurt am Main verliehen wurde. Ich habe des Weiteren in seiner Zeit, er starb 1991, vielen seiner Vorträge und seiner Lehrveranstaltungen als Laie, als Protestantin muss man sagen, und als Frankfurter Stadtverordnete beigewohnt.

Nach meiner Vorstellung von Politik ist der Mensch als Geschöpf Gottes zur Freiheit geboren, die als Teil der Menschenwürde unverhandelbar ist. Und das schließt für mich, in meinem Ansatz von Politik, die Freiheit wirtschaftlichen Handelns mit ein. Diese haben nämlich Staat und Gesellschaft zu garantieren und die Kommune ist als Teil der Gesellschaft zu sehen, weil die Kommune nicht der Staat ist.

Und dafür stehe auch ich ein. Zugleich ist aber auch die Würde des Menschen in der Gesellschaft und auch in der Wirtschaft beständig durch Beeinträchtigungen und Beschneidungen gefährdet. Zu den wichtigsten Grunderkenntnissen zählt daher die feste gesellschaftliche Vereinbarung, dass die Ökonomie für den Menschen da ist und nicht etwa umgekehrt.

Für Politiker ist es gut zu wissen, dass auch andere Institutionen als die Politik und die Parteien, wie zum Beispiel die Kirchen, sich diesem Auftrag verpflichtet fühlen und zwar im Nachdenken, aber durchaus, auch dies wieder typisch für Frankfurt, im streitbaren Diskurs, wenn ich an die Frankfurter Schule denke.

Nachdenker sind Vordenker. Und derer benötigen politische Entscheidungsträger. Leider müssen wir diese Menschen häufig suchen. In den vergangenen Jahrzehnten gab es viele solcher Vordenker, die den Politiker wie den Bürgern Orientierung gegeben haben. Heute müssen wir länger suchen und finden sie seltener.

Wir, die Politik, wir brauchen die Hilfestellung solcher Denker. Das ist mehr als der bloße Vollzug ihres Denkens, es ist eine Anleitung für unser Handeln. Denn die Politik lebt und legitimiert sich durch die Wahrnehmung eigener Verantwortung für ihre Entscheidungen, die wir nicht auf Vordenker delegieren können.

Es ist gut und richtig, dass gerade hier, an dieser Stelle, in dieser Stadt, in der Frankfurter Paulskirche, immer wieder Personen geehrt werden, die sich in ihrem Denken und Wirken der Verantwortung stellen. Und dafür stehen einmal mehr auch die heutige Preisverleihung und der heutige Preisträger Reinhard Kardinal Marx!

DER BEGRIFF DER NACHHALTIGKEIT IN DER SOZIALEN MARKTWIRTSCHAFT

FESTVORTRAG

Klaus Töpfer

Sehr geehrte Damen und Herren,

als ich vom Vorsitzenden der Konrad-Adenauer-Stiftung, Herrn Dr. Hans-Gert Pöttering angerufen und gebeten wurde, heute den Festvortrag aus Anlass der Verleihung des Preis Soziale Marktwirtschaft an Reinhard Kardinal Marx zu halten, wurde, da war mir schnell um die Schwere der Aufgabe bewusst. Und heute fühle ich mich bestätigt: Wenn man seiner Rede beiwohnen konnte, dann weiß man, dass Herr Pöttering freundlicher bereits eine Festrede gehalten hat. Und ich weiß, dass nach mir Herr Kirchhof die Laudatio hält.

Also, was bleibt da übrig? Nun, ich stelle mich dieser Aufgabe dennoch mit großer Freude und Überzeugung. Denn ich finde, es ist eine durchaus schöne Sache, ein wenig Festredner und ein wenig Laudator zu sein, zwischen zwei so beeindruckenden Rednern.

Ich möchte beginnen mit dem Hinweis, dass Kardinal Marx und ich beide in derselben Erzdiözese Paderborn groß geworden sind – er in Geseke und ich im ostwestfälischen Höxter. Und wir saßen, es geht heute auch um etwas Grundsätzliches, gemeinsam in der Ethikkommission für eine sichere Energieversorgung. Eine Kommission, von der man zu Beginn befürchtete, es sei eine Zeit gewinnende Entscheidung, weil man noch nicht genau wisse, was zu tun und zu lassen sei bei der Frage der Zukunft unserer Energieversorgung. Eine Gruppe von siebzehn Persönlichkeiten aus allen Lebensbereichen unseres Landes. Und eine Kommission, die auch noch mit einem Namen verbunden war, den man bei der Bewertung einer Technologie kaum vermutet hätte. Ich habe Kardinal Marx, Herr Pöttering hat soeben Ludwig Erhard zitiert, in einer „Erhard-Pose“ kennengelernt: Im wunderbaren Sankt Wendelinus-Dom zu Sankt Wendel im Saarland, wo wir nach einem Gottesdienst und einer Rede, die ich dort gehalten hatte, zusammen beim Abendessen saßen und über ein Erhard zugeschriebenes Zitat gesprochen haben, wonach er gesagt haben soll, „er habe zwar die Portemonnaies der Deutschen gefüllt, aber leider auch die Kirchen geleert.“ Ein für eine Festrede in diesem Zusammenhang hinreichendes Zitat. Und ich freue mich, die Rede in Frankfurt am Main halten zu dürfen. Hier habe ich angefangen zu studieren und noch zu Füßen von Oswald von Nell-Breuning gesessen. Aber das alles führe ich nicht weiter aus, denn ich halte die Festrede.

Und diese möchte ich mit einigen Gedanken zu einem Zitat von Kardinal Marx beginnen, der einmal sagte: „Die größte Fehlentwicklung der Jetzt-Zeit ist die kurzfristige Orientierung, die Abkehr vom langfristigen Denken und der Nachhaltigkeit im Umgang mit Menschen und Waren.“ Und da blätterte ich geistig in meinem eigenen Leben zurück und finde mich im Jahr 1992 in Rio de Janeiro wieder. Fast genau zwanzig Jahre ist es her, als zum ersten Mal der Begriff der Nachhaltigkeit hoffähig wurde. In der Zwischenzeit ist er durch einen fast inflationären Gebrauch wertlos geworden. Denn man ist gar nicht mehr aufgerufen zu belegen, warum etwas nachhaltig ist. Allein die Zuschreibung „nachhaltig“ lässt jeden verstummen.

In Brasilien konnten wir im Jahr 1992 zum ersten Mal nach dem Fall von Mauer eine Konferenz gestalten, die eben nicht eine Umweltkonferenz war, sondern eine Konferenz für Umwelt und Entwicklung, oder um genau zu zitieren: „United Nations Conference on Environment and Development“. Das war fast unerhört!

Die erste Konferenz dieser Art fand weitere zwanzig Jahre früher in Stockholm statt und hieß noch „United Nations Conference on the Human Environment“. Das war eine Umweltkonferenz. Und die indische Ministerpräsidentin Indira Gandhi gab in ihrer damaligen Rede den klugen Hinweis auf das, was wir zu tun hatten. Sie hat nämlich angemerkt, es sei ja gut und richtig, dass die hochentwickelten Länder ihr sagten, wie man sich nicht entwickeln solle, aber sie wollte uns doch bitte darauf aufmerksam machen, dass genau die Art und Weise, wie wir uns entwickelt hätten, die Umweltprobleme geschaffen haben, mit denen sie zu tun habe.

Dieser Zusammenhang tauchte in Rio de Janeiro wieder auf, als ich mit meinem damaligen indonesischen Kollegen Emil Salim, einer großen, heute noch hoch respektierten Persönlichkeit, zusammentraf und er sagte: „Klaus, lass es doch so bei uns machen, wie ihr es bei euch zu Hause gemacht habt: „Let’s be rigid first and clean up later.“

Und damit sind wir bei der Frage der Nachhaltigkeit. Zum ersten Mal fügte das Zusammenbringen von Umwelt und Nachhaltigkeit und die vom Brundtland-Bericht ausgelösten Denkanstöße wie selbstverständlich eine soziale Komponente hinzu. Nachhaltigkeit bedeutete seitdem das Zusammenwirken dreier Ziele: wirtschaftlicher Wohlstand, sozialer Frieden sowie Gerechtigkeit und Erhaltung der Schöpfung. Jedes einzeln, unabhängig von den anderen zu realisieren, ist zumindest kurz- und mittelfristig möglich. Aber die drei zusammen zu verwirklichen, das ist die große, globale Herausforderung. Und das ist, was eine Welt benötigt, die jetzt sieben Milliarden Köpfe zählt. Als ich geboren wurde, waren es 2,7 Milliarden, nur um Ihnen zu erläutern, was in einer generativen Spanne eingetreten ist. Und wenn meine Enkelkinder noch nicht fünfzig Jahre alt sein werden, dann werden auf diesem Planeten mindestens neun Milliarden Menschen leben.

Wie also sind diese drei Anliegen zusammenzubringen? Auch wir haben nur mit einem Ziel angefangen, mit der wirtschaftlichen Entwicklung. Wir nannten das die industrielle Revolution, in der alle mit dieser wirtschaftlichen Entwicklung verbundenen Kosten nicht in die Preise eingerechnet waren, die für die Waren und Dienstleistungen gezahlt wurden. Die Folge davon war eine massive soziale Verwerfung, die deutlich machte, dass eine solche Weiterentwicklung weder tragbar und tragfähig war.

Also wurde die wirtschaftliche um eine soziale Komponente ergänzt, die ihre Wurzeln in der Katholischen Soziallehre finden konnte, bei großen Denkern wie Wilhelm Emmanuel von Ketteler und Adolf Kolping. Es war eine Zeit, in der man merkte, dass eine allein auf das ökonomische Ziel ausgerichtete wirtschaftliche Entwicklung auch in der Marktwirtschaft Folgen hatte, die man in der Gesellschaft nicht hinzunehmen bereit war. Und dieser Grundgedanke wurde sehr viel später auch für andere Kosten der wirtschaftlichen Entwicklung gebraucht, für die Kosten, die wir durch die (Über-)Nutzung der Schöpfung verursachten.

Also diese drei Ziele zusammenzubringen bedeutet zu fragen, „Was ist der beste Weg zu Wirtschaften?“ Es ist zunächst unstrittig, dass wir der Meinung sind, dass der beste Weg die Marktwirtschaft ist. Dass wir eine Soziale Marktwirtschaft brauchen, ist nach diesen Entwicklungen der abgewälzten sozialen Kosten deutlich geworden und von Ludwig Erhard und anderen in ganz besonderer Weise zu einem stilbildenden Markenbegriff gemacht worden. Ich bekenne mich nach wie vor schuldig, dass ich auch in meiner Partei hart daran gearbeitet habe – und dies auch einmal sogar erfolgreich –, dass wir die Soziale Marktwirtschaft um eine ökologische Perspektive erweitern und in unserer Zeit von einer ökologischen und Sozialen Marktwirtschaft sprechen. Und wenn man sich die Werke derjenigen, die die Soziale Marktwirtschaft entwickelt haben, heute nochmals vornimmt, dann kommt man zum Ergebnis, dass sie die Ersten waren, die das bereits genau so gesehen haben.

Und wenn wir heute feststellen, dass eine ökologische und Soziale Marktwirtschaft genau das aufgreift, was wir unter Nachhaltigkeit verstehen, dann wissen wir, wie zukunftsweisend diese Wirtschaftsordnung ist, die dem heute verliehenen Preis der Konrad-Adenauer-Stiftung ihren Namen gibt.

Können wir diesen Zusammenhang in Frage stellen? Was wäre die Konsequenz? Ich greife wieder auf das Zitat von Kardinal Marx von der kurzfristigen Orientierung zurück. Vernachlässigen wir die genannten sozialen wie ökologischen Aspekte, so werden schnell in ein Diktat der Kurzfristigkeit einmünden. Alles, was wir als Fehlentwicklungen und Krisen heute sehen, ist nichts anderes, als der Offenbarungseid der Kurzfristigkeit. Wenn wir die Kosten des Ökologischen nicht in die Preise mit einbinden, dürfen wir uns nicht wundern, dass diese Kosten in einer neuen Rechnung vorgetragen werden, dass sie steigen und dass sie

einen Kumulationsprozess auslösen, in dem Stabilität nicht mehr gegeben ist. Insofern sind alle damit verbundenen tatsächlichen oder vermeintlichen Krisen ein Offenbarungseid dieses kurzfristigen Handelns. Vergleichbares erleben wir in der Finanzwelt. Die Maxime, die dort herrscht, ist ein absolutes Diktat der Kurzfristigkeit. Und seine Folge ist eine Aufhäufung von Problemen der heute nicht berücksichtigten Kosten dieses Handelns. Auch diese möglichen kurzfristigen Dilemmata haben begonnen, in eine Krise, in einen Offenbarungseid der Kurzfristigkeit, einzumünden.

Und dieses Diktat dieser Kurzfristigkeit hat Konsequenzen. Es hat große Konsequenzen: Zum einen, weil die dadurch offenbar werdenden Verteilungseffekte Gerechtigkeitsfragen aufwerfen. Wenn die Kosten heute nicht von dem, der sie verursacht hat, getragen werden, dann trägt sie morgen ein anderer. Und der andere ist im Allgemeinen nicht dazu bereit, wenn er weiß, dass er zum Wohlstand des anderen seinen Beitrag zu leisten hat, ohne einen eigenen Nutzen oder eine Verantwortung dafür zu haben. Und diese Verkürzung und Abwälzung wird Verteilungseffekte nach sich ziehen, die gerade auch im kirchlichen Bereichen außerordentlich prägnant Weise dargestellt wurde: intertemporäre Gerechtigkeitsprobleme mit intergenerativen Probleme, weil die Kosten von denen getragen werden, die an anderer Stelle oder später leben werden. Es entstehen Verteilungseffekte und ich werde nicht müde darauf hinzuweisen, meine Damen und Herren, dass Umweltpolitik keine Kosten „verursacht“, sondern darüber befindet und verdeutlicht, wer wann welche Kosten zu tragen hat. Umweltpolitik ist Verteilungspolitik und deswegen nahe angesiedelt an großen Themen wie Gerechtigkeit und Konfliktvermeidung. Deshalb ist eine verkürzte Denkweise, die Umweltpolitik allein mit Kosten in Verbindung bringt, mit schwerwiegenden Konsequenzen verbunden.

Ein Zweites ist anzumerken. Wenn Sie beginnen, sämtliche Kosten zu berücksichtigen, dann werden Sie zu einem ganz systematischen Veränderungsprozess in der technologischen Entwicklung und zu Innovation kommen. In unserer Marktwirtschaft gehen wir richtigerweise davon aus, dass technologischer Fortschritt sich dort niederschlägt, wo Knappheiten zu überwinden sind. Wenn Sie aber die Knappheiten aus der gegenwärtigen Rechnung herausrechnen, dürfen Sie sich nicht wundern, dass technologische Prozesse nicht in den Gang bekommen. Vor dieser Herausforderung standen wir auch bei der Arbeit der Kommission Ener-

giesicherheit. Wir haben bisher aus der Kernenergie die Kosten der Endlagerung des Atom Mülls herausgerechnet. Aber solange und weil wir das getan haben, gab es keine forschungsrelevanten Knappheiten. Die Hauptbesorgnis, die ich bei unserem Umgang mit der Kernenergie stets hatte, war die Tatsache, dass sie eigentlich ein Anreiz dafür war, nicht in (alternative) Energieforschung zu investieren. Joseph Stiglitz, wir haben ihn im Bericht der Ethikkommission zitiert, hat im *Guardian* geschrieben: „When others bear the costs of mistakes, the incentives favor self-delusion. A system that socializes losses and privatizes gains is doomed to mismanage risk.“ In dem Moment, wo Haftung und Risiko auseinanderfallen, werden wir eine Fehleinschätzung der Risiken und eine Fehlsteuerung technologischer Entwicklung gewärtigen.

Das kann nicht überraschen! Gerne erwähne ich den großen polnischen Aphoristiker Stanisław Lec, der den schönen Satz gesagt hat: „Vieles hätte ich verstanden, wenn man es mir nicht erklärt hätte“. Man muss Aphoristiker werden oder ihnen zumindest gut zuhören können.

Das Diktat der Kurzfristigkeit hat Konsequenzen. Wir werden in unserer technologischen Entwicklung fehlgeleitet, weil wir die wirklichen Knappheiten aufgrund falscher Preise nicht kennen und wir werden Verteilungseffekte bekommen, weil wir anderen etwas zumuten, als wir uns für unseren eigenen Wohlstand zu leisten bereit sind.

Damit komme ich zur dritten Konsequenz. Wenn ich alles nur kurzfristig sehe, wenn das Quartalsergebnis die eigentliche Steuerungsgröße meiner Geschäftstätigkeit und meines Einkommen ist, dann werden wir eine massive Beschleunigung der Entscheidungsverfahren haben. Und das ist wiederum mit Konsequenzen verbunden. Viele große Denker, Hans Jonas und andere, haben sehr deutlich gemacht, dass wir in einer Zeit leben, in der wir immer tiefere Einblicke in Wissenschaft und Forschung und in die Bausteine von Natur und Leben erhalten. Die Auswirkungen unseres Handelns werden immer langfristiger. Daher wäre es dringend anzuraten, die Entscheidungsprozesse nicht zu beschleunigen, sondern zu entschleunigen und zu fragen, ob wir sämtliche Facetten hinreichend bedacht haben. Und man wird sehr schnell zu der Überlegung kommen, dass kein Fehler unterlaufen darf – eine zusätzliche große Problematik.

Häufig wird in diesem Zusammenhang argumentiert, dass wir in Deutschland eine „Dagegen-Gesellschaft“ seien und dass dies schlecht sei. Nun, ich wage heute, an dieser Stelle ein Fragezeichen zu setzen. Denn indem wir kritisch (dagegen) bleiben, zwingen wir andere, die „dafür“ sind, intensiver nachzudenken. Ich kann viele Beispiele aus meinem eigenen beruflichen Erleben bringen, in denen diese Konstellation zu guten Lösungen geführt hat, weil andere länger nachgedacht haben: so beispielweise das Kreislaufwirtschaftsgesetz, eine Muster der Nachhaltigkeit. Nur, weil die Bürger in Deutschland einmal der Meinung waren, sie könnten beim allerbesten Willen keine Mülldeponie oder gar eine Müllverbrennungsanlage ertragen, kamen wir auf die Idee der Kreislaufwirtschaft. Und diese Kreislaufwirtschaft ist der Schöpfung nachgeahmt, denn in der Natur gibt es keinen Abfall. Und nachhaltig werden wir auf Dauer nur sein, wenn wir keinen Abfall mehr haben und diesen Gedanken konsequent verfolgen. Dieser Ansatz wurde intensiv kritisiert. Heute ist jeder überzeugt und erfreut darüber. Wir sind das Land, das durch seine effizientere Nutzung eine besondere Antwort gefunden hat auf die Herausforderung immer knapper werdender Roh- und Wertstoffe und damit die Kreislaufwirtschaft ermöglicht hat. Aus dem Dagegen wurde ein Dafür.

In der Ethikkommission haben wir lange über diesen Grundansatz und die Frage diskutiert, ob wir die Stromleitungen bauen können, die notwendig sein werden, um von einer auf bestimmte Zentren ausgerichteten Stromversorgung mit ihren großen Kraftwerke in eine Struktur zu gelangen, in der viele kleine dezentrale und nicht kontinuierlich erzeugende Energiequellen bestehen? Denn dazu benötigt man ein anderes Netz. Und viele mutmaßen, dass die Energiewende bereits daran scheitert und sind dagegen. Aber positiv gewendet hat dieses Dagegensein dazu geführt, dass wir urplötzlich intensiv darüber nachdenken, Strom- und Gasnetz miteinander zu verbinden? Technisch ist das keine unüberwindbare Herausforderung. Es gibt große Unternehmen in Deutschland, die das als Geschäftsprinzip haben. Aus Strom entsteht mittels Elektrolyse Wasserstoff und Methan machen und wir können das gesamte Gasnetz in die Energienetzinfrastruktur einbringen. Aus einem „Dagegensein“ entsteht eine Lösung, die das Problem beim Bau neuer Stromleitungen etwas entspannt.

Die Tatsache, dass die Mehrheit der Bevölkerung gegen Kernenergie war hat dazu geführt, dass sich Deutschland mehr als andere bemüht hat, Alternativen zu entwickeln. Ich möchte das heute noch mal unterstreichen. Sie wissen, ich habe dank der hessischen Wähler relativ schnell nach der Katastrophe von Tschernobyl das Umweltministerium übernehmen und Ministerpräsident Walter Wallmann in Hessen unterstützen können, später folgte ich ihm nach im Amt des Bundesumweltministers. Manche werfen mir heute vor, dass ich seinerzeit nicht bereits den Ausstieg aus der Kernenergie begonnen habe und ihn heute ohne ministerielle Verantwortung empfehle.

Das nehme ich Ernst, aber ich sage auch: Die besten Minister sind die ehemaligen Minister! Und der Unterschied ist, dass zu Tschernobyl-Zeiten die Kernenergie wirklich alternativlos war. Aber in dieser Zeit haben wir begonnen, die Zukunft und das Morgen ohne Kernenergie zu erfinden. Nicht nur in der Technik, sondern auch in der Durchsetzung auf dem Markt. Das hat finanzielle Mittel gebunden und Geld gekostet. Anders sind Lösungen dieser Art von Großtechnik nicht möglich. Insofern gibt es jetzt und heute eine Alternative.

Und an dieser Stelle möchte ich auf die Konsequenzen der Kurzfristigkeit zurückkommen. Je kurzfristiger wir denken, desto schneller kommen wir zur Aussage der „Alternativlosigkeit“, sie ist ein Synonym für Kurzfristigkeit. Als Ökonom habe ich gelernt, dass kurzfristig alle Kosten Fixkosten und mittel- und langfristig alle Kosten variable Kosten sind. Und ich möchte wiederum an das Zitat von Stanislaw Lec erinnern. Wenn ich nur kurzfristig denke und entscheide, werde ich eine Situation immer wieder als „alternativlos“ darstellen müssen, oder mit Maggie Thatchers wunderbarem TINA-Prinzip: „There Is No Alternative.“ Und damit bin ich an einem auch für unser Grundverständnis von Gesellschaft elementaren Punkt, meine Damen und Herren. Denn Demokratie steht und fällt mit der Aussicht, Alternativen zu haben. Haben wir keine Alternativen, können wir uns auch keinen Wettbewerb unter Alternativen mehr vorstellen. Insofern hat die viel zitierte Alternativlosigkeit massive Konsequenzen und wird dem, was uns die soziale, ökologische Marktwirtschaft als Chance bietet, nicht mehr gerecht.

Und dann stellt man sich zum Abschluss die Frage: Wie retten wir die soziale und ökologische Marktwirtschaft vor dem Kapitalismus? Das ist eine wichtige Fragestellung, der wir nicht ausweichen dürfen. Wir werden

uns wieder die Zeit nehmen müssen, langfristig zu denken. Wir müssen, wie Kardinal Marx gesagt hat, wieder zurück zu einer Kultur des langfristigen Denkens. Nachhaltigkeit bedeutet langfristig denken. Konsequenzen bedenken, die jetzt nicht eintreten, aber später. Die nicht jetzt Kosten verursachen, aber später. Möglicherweise auch Kosten für andere. Das ist eine Grundvoraussetzung für Verantwortung in unserer Zeit und die Funktionsfähigkeit der Sozialen Marktwirtschaft. Und deswegen ist es richtig und gut, dass der Kardinal für den Preis Soziale Marktwirtschaft der Konrad-Adenauer-Stiftung ausgewählt worden ist.

Ich möchte einen mir in besonderer Weise ans Herz gewachsenen Philosophen zitieren, Baltasar Gracián. Ich weiß, er ist wenig bekannt. Gracián hat in seinem Handorakel den schönen Satz geschrieben: „Man merkte an ihm, dass nicht er des Amtes, sondern das Amt seiner bedurfte.“ Und wenn ich das auf diesen Preis übertrage, so möchte ich schließen: „Man merkte, dass nicht er des Preises, sondern der Preis seiner bedurfte.“

Dazu gratuliere ich der Konrad-Adenauer-Stiftung und dem Preisträger. Ich danke Ihnen sehr herzlich.

LAUDATIO AUF DEN PREISTRÄGER REINHARD KARDINAL MARX

Paul Kirchhof

Herr Präsident Dr. Pöttering,
Frau Oberbürgermeister Dr. Roth,
Herr Professor Töpfer,
hochverehrter Herr Kardinal Marx,

wenn wir in der gegenwärtigen Krise von Kapital, Finanzmarkt und Demokratie eine Grundorientierung suchen, liegt es nahe, das *Kapital* von Marx zu lesen. Entscheidend ist dabei allerdings, ob wir den scharfsinnigen Analytiker von Arbeit, Kapital und Wirtschaftsstrukturen, den bedeutendsten Theoretiker des Sozialismus, Karl Marx, lesen, der vom einzelnen Menschen nichts Gutes erwartet und deswegen den Weg zum Besseren vom Kollektiv, von den Klassen in ihrer Entgegensetzung erhofft; oder ob wir einen ebenso scharfsinnigen Analytiker unseres gegenwärtigen Wirtschaftssystems lesen, der in Zuversicht und Freiheitsvertrauen auf den einzelnen Menschen setzt, die Erneuerung unserer Welt immer wieder von der Vernünftigkeit und Moral des einzelnen Menschen erwartet. Reinhard Marx sagt: „Gott hat die Welt geschaffen, und er hatte viel Freude daran. Er hat auch Freude an den Menschen, nur leider tun sie nicht immer das, was in ihnen an positiven Möglichkeiten steckt.“

Ich empfehle die Lektüre dieses modernen Textes *Das Kapital* aus der Feder von Reinhard Marx, weil dieser Text die Kühnheit hat, auf den freien Menschen zu setzen, ein mutiges Konzept, das allein die Chance bietet, das Leben für den Menschen, deshalb durch den Menschen zu gestalten.

In dieser Freiheitserwartung erkennt Reinhard Kardinal Marx an, dass die Marktwirtschaft das effizienteste System ist, um Güter und Dienstleistungen möglichst breit und damit tendenziell gerecht zu verteilen. Fraglich sei nur die Ausgestaltung dieses Systems, das Verantwortlichkeiten beim Staat und bei der Gesellschaft belasse, Einzelinteressen und Gemeinwohl zum Ausgleich bringen müsse. Reinhard Marx geht es damit um die Frage: Was ist Freiheit? Sein bischöflicher Wahlspruch lautet: *Ubi spiritus Domini ibi libertas*.

Heute haben wir Freiheit und Wettbewerb neu zu deuten in einer Zeit, in der die Idee des Verantwortungseigentums in der Anonymität des Kapitals zu verkümmern droht, der Markterfolg sich nicht nur aus der Befriedigung des Bedarfs eines anderen, sondern aus Spekulation zu rechtfertigen sucht, die Demokratie den Menschen mehr Staatsleistungen und geringere Steuern gleichzeitig verspricht, die Anpassungsfähigkeit der Staatsfinanzen im Jährlichkeitsprinzip von Haushalt und Einkommensbesteuerung durch langfristig wirksame Finanzfakten unterlaufen wird. In den Dauerschuldverhältnissen eines Kredits lassen Zins und Zinseszins die Schuld auf Jahrzehnte progressiv wachsen, so dass Schulden in einem Ausmaß entstehen, das durch Wachstum niemals aufgefangen werden kann. Das System von Zins und Zinseszins entfaltet seine zerstörerische Kraft gegen Arbeit, Wohlstand und Freiheit.

Bei dieser Gefährdung der Freiheit brauchen wir einen Grundsatzdenker, der unserer Idee der Freiheit wieder eine Orientierung im Elementaren gibt. Wir haben heute einen solchen Denker gefunden. Ich möchte Ihnen dieses begründen, indem ich das Freiheitsverständnis von Reinhard Kardinal Marx in sieben Perspektiven skizzieren: Die Freiheit der Verantwortung, des Vertrauens, der Bescheidenheit, der geistigen Weite, der aufgeklärten Aufklärung, der Zuversicht und schließlich eines Westfalen in Bayern.

1. FREIHEIT DER VERANTWORTUNG

Reinhard Kardinal Marx vertritt entschieden eine Freiheit der Verantwortung. Mit dieser Freiheit ist nicht die radikale Orientierung am Subjekt, die rein instrumentelle Rationalität gemeint, bei der sich die Wahrnehmung der Wirklichkeit auf die Frage nach dem Machbaren, dem Verwertbaren zurücknimmt. Gemeint ist die Freiheit, die aus der Orientierung an allgemeinen moralischen Überzeugungen lebt. Freiheit und Vernunft sind Geschenk des Schöpfers. Der Mensch wird in seiner Verantwortlichkeit verstanden, einer Verantwortung, die den Armen, Schwachen, Ausgegrenzten einbezieht, ihm Hoffnung gibt. Leistung in einem Leistungswettbewerb – einer Kulturpflanze, keiner Naturpflanze – soll fördern und anregen, damit die Hoffnung auf persönliche Zufriedenheit im eigenen Wirken und im eigenen Werk wachse, Wohlstand sich mehre. Dieses Verständnis der Freiheit erinnert an Ludwig Erhard, Wohlstand für alle (1962): Der Unternehmer rechtfertigt seinen Gewinn dadurch, dass er den Bedarf eines anderen Menschen befriedigt habe.

2. FREIHEIT DES VERTRAUENS

Reinhard Kardinal Marx steht für eine Freiheit des Vertrauens. Er setzt voll Vertrauen auf den Menschen, seine Vernunft, seine Moral. Kein System könnte Freiheit organisieren, wenn es alles bloß rechtlich regelt, wenn Anstand, Treu und Glauben, die Prinzipien des ehrbaren Kaufmanns, die Lauterkeit des Wettbewerbs nicht mehr die Marktwirtschaft bestimmen. Reinhard Marx sagt, die Freiheit werde den Menschen als Gabe und als Aufgabe gegeben. Der Mensch sei berufen, mit seiner Freiheit das Gute anzunehmen und zu verwirklichen, das Bessere zu suchen. Wenn er dies täte in seiner Familie, bei seiner Arbeit, in seinem politischen Leben, in der Marktwirtschaft, dann werde er – und jetzt nimmt der Kardinal ein schönes Wort aus dem mittelalterlichen deutschen Recht auf – „nach bestem Wissen und Gewissen“ handeln. Wissen meint die Anstrengung des Verstandes, der Rationalität, der Lebenserfahrung und Lebensklugheit. Gewissen erwartet vom Menschen, dass er selbstkritisch die Geschichte seiner selbst schreibe, für sich selbst Handlungsmaßstäbe entwickle, die einer Verallgemeinerung zugänglich sind.

Diese Freiheit des Vertrauens ist Ausdruck unseres Christentums, das in seinem Vertrauensverständnis unseren antiken Wurzeln weit überlegen ist. Die griechische Sage erzählt uns von Prometheus, den wir vor allem als denjenigen kennen, der der Menschheit das Feuer gebracht hat. Prometheus begegnete den Menschen, die – göttergleich – ihre eigene Zukunft voraussehen konnten. Und weil sie diese Weitsicht hatten, konnten sie auch ihren Sterbetag. Dadurch wurden sie völlig lethargisch. Auf der Agora fanden keine politischen Debatten mehr statt. Das Familienleben erlahmte. Die Wirtschaft stagnierte. Kunst und Wissenschaft konnten sich nicht mehr entfalten. Da nahm Prometheus den Menschen die Fähigkeit, die Zukunft vorzusehen, und gab ihnen stattdessen die Hoffnung. Dieser schöne Gedanke beschreibt ein Grundbedürfnis des Menschen und der Menschlichkeit. Im Christentum aber ist die Hoffnung nicht nur Ersatz des Zukunftswissens, sondern der Glaube für die Zeit danach, das Vertrauen auf ein Leben nach dem Tode, das im menschlichen Leben Selbstsicherheit gibt, natürlich auch der Wirtschaft Ziel und Maß vermittelt.

3. DIE FREIHEIT DER BESCHEIDENHEIT

In einem Vortrag bei dem Walter Eucken Institut Freiburg begegnet Reinhard Marx den Lehren von Friedrich August von Hayek. Er warnt vor einer Anmaßung des Wissens, sieht das menschliche Handeln als Versuch und Irrtum. Man müsse die Rahmenbedingungen für den Menschen auf die begrenzten Erkenntnis- und Entscheidungsmöglichkeiten des Menschen abstimmen. Freiheit ohne Moral sei nicht denkbar, würde sich selbst zerstören.

Hier tritt eine Idee der Freiheit zu Tage, die, wenn ich es richtig sehe, der Kardinal mit nachdrücklicher Behutsamkeit vertritt. Es ist die Freiheit der Bescheidenheit. Gäbe es kein gemeinsames Bemühen um Wahrheit mehr, sondern nur noch Meinungen, die nebeneinander stehen, dann sei eine vernunftgeprägte Debatte über Sinn und Ziel der menschlichen Existenz nicht möglich. Dann wird aus der zentralen Frage: „Was ist Freiheit?“, die am Anfang stand, die zentrale Frage: „Was ist den Menschen nicht mehr möglich?“ Wir erblicken, erklären und rechtfertigen die Welt im Blick auf den einzelnen Menschen. Dies ist die Perspektive der Menschenrechte und des Verfassungsstaates. Doch dabei denken wir immer seine Würde mit, das Willkommen an jeden Menschen in einer Rechtsgemeinschaft, die nach Wahrheit, Erkennen, Anerkennen sucht.

Projizieren wir diese Grundsatzfrage nach der Freiheit des Menschen auf unsere aktuelle wirtschaftliche Realität, so wird auch hier eine Blickverengung ersichtlich. Wir versuchen, einen Großteil des Wirtschaftsgeschehens in Tabellen und Statistiken, in der Zahl zu erfassen, müssen uns dabei aber immer wieder bewusst machen, dass uns die Zahl allenfalls in den Vorhof der Wahrheit führt. Ich habe einen guten Freund, ein Heidelberger Kollege, der forschender Arzt ist, deshalb auch mit Tabellen und Statistiken arbeitet. Er hat mir einmal zum Geburtstag einen Wunsch formuliert, den ich nie vergessen werde: Streng dich an, werde 100 Jahre alt. Danach, so sagt die Statistik, stirbt kaum noch ein Mensch. Diese Statistik hatte gut gerechnet, die Pointe aber verfehlt.

4. DIE FREIHEIT DER GEISTIGEN WEITE

Wenn wir versuchen, den Autor, den Professor, den Bischof, den Kardinal, den Menschen Reinhard Marx in einem Begriff zu begreifen, dann würde ich sagen, Reinhard Kardinal Marx steht für eine Freiheit der geistigen Weite. Diese Weite vermittelt ein Christentum des Anspruchs, der stets den Dialog mit den Menschen sucht, in den Möglichkeiten des Denkens, des Erfahrens, des Erlebens, der Begegnung mit Transzendenz auf ein Ziel hin arbeitet, ohne dieses Ziel vollständig zu erreichen. Dieser Dialog lässt keine der menschlichen Fähigkeiten verkümmern. Der Kardinal spricht immer wieder darüber, dass wir zwar auf die Gerechtigkeit ausgerichtet leben müssen, dass die Gerechtigkeit allein aber niemals genügt. Es muss ein Überschuss der sozialen Liebe hinzukommen.

An diesen Gedanken, dass Gerechtigkeit mehr brauche als Rationalität, erinnere ich mich immer wieder, wenn ich mit meinen Studenten den Artikel 1 unseres Grundgesetzes, den Ausgangspunkt und Kernpunkt unserer Verfassung, diskutiere. Artikel 1 lautet: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Wenn wir uns juristisch handwerklich-gediegen daran machen, diesen wunderbaren Satz auszulegen, beginnen wir mit der Frage: Was ist der Mensch? Wir versuchen eine Definition, die den Menschen als ein Lebewesen beschreibt, das einen aufrechten Gang hat, eine Sprache, ein Gedächtnis, die Fähigkeit zur Selbstreflexion. Und wenn wir so auf dem Weg eines vermeintlichen Gelingens dieser Definition sind, halten wir plötzlich besorgt inne und stellen fest, dass wir mit dieser rationalen Definition den größten rechtlichen Fehler gemacht haben, der möglich ist. Denn wenn wir den Menschen so definieren, wäre der Mensch aus der Würdegarantie, dem Willkommen in dieser Rechts-

gemeinschaft ausgeschlossen, der nicht aufrecht gehen kann, der nicht sprechen kann, der das Gedächtnis verloren hat, der sich seiner selbst nicht mehr vergewissern kann. Hier wird den jungen Juristen bewusst, dass das Recht mit der Offensichtlichkeit des Undefinierbaren, naturwissenschaftlich: mit einem Axiom, geisteswissenschaftlich: mit einem Tabu beginnt. Das Recht braucht eine Grundannahme, die nicht mehr ableitbar ist, die diese Rechtsgemeinschaft aber in der ersichtlichen Richtigkeit ihres Ausgangspunktes zusammenhält. Und das ist letztlich die Idee der Vernunftethik. Die Bibel sei, so sagt Reinhard Marx, insgesamt dem Thema der gerechten Gestaltung der Welt und des menschlichen Lebens als Leitmotiv gewidmet. Die Menschen seien in ihrer Unzulänglichkeit gehalten, das Angesicht der Erde nach den Prinzipien von Recht und Gerechtigkeit, von Güte und Erbarmen zu erneuern. Und der Katholischen Soziallehre gehe es nicht nur darum, dem auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho unter die Räuber Gefallenen zu helfen. Die Soziallehre suche vor allem zu überlegen, wie die Wege von Jerusalem nach Jericho sicherer gemacht werden können, damit weniger Menschen unter die Räuber fallen. Ich glaube, das ist ein Wort, das wir brauchen.

Dieses Wort in dieser geistigen Weite wird auch in der eindrucksvollen Biographie von Reinhard Marx sichtbar. Ich erinnere nur in Stichworten: Studium in Paderborn, in Paris und Münster, und zwar Studium der Theologie und der Philosophie. Reinhard Marx wurde dann sehr bald Direktor der Kommende in Dortmund, wo ich ihn schon von mehreren Jahrzehnten kennenlernen durfte. Er war Professor für Christliche Soziallehre, darauf Weihbischof in Paderborn, Bischof in Trier, Erzbischof von München und Freising, Kardinal. Reinhard Marx ist Mitglied des Päpstlichen Rates für Gerechtigkeit und Frieden. Er hat den Vorsitz der Kommission für Gesellschaft und Soziales der Bischofskonferenz inne. Und wenn wir dann noch fragen, mit welchen Lehren er sich als Wissenschaftler und als Seelsorger vor allem auseinandersetzt, dann würde ich die Namen von Ketteler, Höffner und von Hayek nennen.

5. DIE FREIHEIT DER AUFGEKLÄRTEN AUFKLÄRUNG

Kardinal Marx steht ein für eine Freiheit der aufgeklärten Aufklärung. Das gilt einmal für das Freiheitsverständnis gegenüber dem Staat. Am Anfang war die kirchliche Lehre als eine Lehre der unterdrückten Minderheit nicht in der Lage, den Staat anzuerkennen. Der Staat wurde entsakralisiert und das war gut so. Später wurde der Staat von der Frage

der Wahrheit entlastet, damit er nach der Religionsspaltung den Frieden unter den Religionen wiederherstellen konnte, dabei die Wahrheitsfrage offen lassen durfte. Aber heute, so stellt es der Kardinal mit großer Deutlichkeit dar, braucht die Freiheit gerade in der Marktwirtschaft eine Rahmenordnung des Rechts und insoweit einen starken Staat. Und sie braucht eine innere moralische Bindung, insoweit eine starke Kirche.

Wir müssen gerade in der Gegenwart, in der manche törichterweise das poststaatliche Zeitalter ausgerufen haben, darüber nachdenken, was uns an Frieden, an Recht, an sozialer Sicherheit verlorengehe, wenn wir den Staat nicht mehr hätten. Und wir müssen vermehrt darüber nachdenken, was uns an Freiheit verloren ginge, wenn wir all das regeln müssten, was bisher dank kirchlicher Moral selbstverständlich war, jetzt aber in dem allgemeinen, fast alles ermöglichenden Diskurs zu verschwinden droht. Der Mut, den eigenen Verstand zu nutzen, muss ergänzt werden durch den Mut, die kulturellen Bedingungen der Freiheit zu erkennen und anzuerkennen.

Die Kirchen lehren eine Freiheit des Maßes. Diese Freiheit ist eingebunden in eine Kultur, in der Augenmaß, Rücksichtnahme, Gemeinssinn herrscht, die uns vermittelt, „was sich gehört.“ Auf die berühmte, Johann Nepomuk Nestroy zugeschriebene Frage: „Die Phönizier haben das Geld erfunden, aber warum so wenig?“, antwortet der Kardinal: Ein *homo oeconomicus*, der immer nur maximiert, den gibt es nicht. Ein solcher Mensch wäre in der Tat unerträglich.

6. FREIHEIT DER ZUVERSICHT

Kardinal Marx definiert sich selbst als einen Realisten, der mit Zuversicht auf die Menschen zugeht, der nicht alle Haar in der Suppe einzeln zählt. Gott habe die Welt nicht einfach nach dem Modell eines Marionettentheaters geschaffen, in dem er die Fäden zieht. Der Mensch hat die Aufgabe, an der Gestaltung dieser Welt mitzuwirken. Dabei begleitet Gott ihn in seiner unüberbietbaren Liebe. Hier zitiert Reinhard Marx den Moralisten Adam Smith, den Grundtheoretiker unserer sozialen Marktwirtschaft, und erinnert an die „unsichtbare Hand“. Der Landwirt steht vor seiner Scheune, die vollgefüllt ist mit Früchten, Getreide und gutem Wein. Er malt sich vor seinem geistigen Auge aus, dass er all dieses demnächst mit großem Vergnügen verzehren werde. Und dann weist ihn die „unsichtbare Hand“ auf die begrenzte Aufnahmefähigkeit seines

Magens hin, eine Begrenztheit, die später in der Französischen Revolution eine große Rolle gespielt hat. Der Landwirt werde an seiner Ernte nur Freude haben, wenn er sie mit anderen teile. Das ist die Grundidee der Marktwirtschaft. Das Teilen um des anderen willen, natürlich gegen einen angemessenen Preis. Dies ist uns heute eine selbstverständliche Erfahrung.

Reinhard Marx entwickelt diesen Gedanken zunächst in die Teilungserfahrung der Familie. In seiner Sicht, in seiner Zuversicht bezieht er die Kirchlichkeit auf einen familiären Ursprung. Er erzählt ein schönes Gleichnis von einem chilenischen Bauern, der gefragt wird, warum man eigentlich katholisch sein solle. Seine Antwort lautet: Unser Gott hat eine Mutter. Die Marienverehrung ist dem Kardinal wichtig, weil sie mit dem Ursprung der Schöpfungsgeschichte, mit der Urzelle der Menschwerdung und des Menschenverständnisses zu tun hat. Und dann fügt er in dieser Sicherheit, in dieser Zuversicht hinzu, dass die Kirche die Unauflöslichkeit der Ehe nie aufgeben werde. Die Kirche sei vielleicht die letzte Institution, die noch diese romantische Art der Liebe in Treue verteidige.

Ich füge, verehrter Herr Kardinal, hinzu, dass unserem Recht dieser Gedanke der langfristigen Bindung, der lebenslänglichen Treue gar nicht so fremd ist, wenn wir auf die Familie blicken. Denn wenn die Eltern sich in Freiheit für das Kind entschlossen haben, sind sie ein Leben lang ihrem Sohn und ihrer Tochter unkündbar und unscheidbar als Eltern verbunden, verantwortlich. Diesen Rechtsbefund blenden wir gelegentlich aus einer Diskussion aus, die für Beliebigkeiten plädiert. Doch wir verstehen den Generationenvertrag in dieser gegenseitigen Elementarbindung von Eltern und Kindern. In diesem Verständnis steckt vor allem viel an Hoffnung und Erwartung des Kindes, die Eltern mögen den ehelichen Zusammenhalt pflegen, dem Kind die Gemeinsamkeit von Mutter und Vater belassen.

7. DIE FREIHEIT EINES WESTFALEN IN BAYERN

Schließlich ist Reinhard Marx – das sage ich nur in der Erfahrung, auch in der Behutsamkeit eines Menschen, dessen familiäre Wurzeln nach Westfalen und nach Bayern weisen – ein Westfale in Bayern. Beide Regionen sind katholisch, erdverbunden, heimatbewusst, haben ihr Christentum vielfach in herben, auch kargen Lebensbedingungen bewährt, allerdings unter elementar unterschiedlichen Voraussetzungen. Der Westfale erlebt

das Ruhrgebiet, die umstürzende Veränderung einer frühen Industrialisierung, die Massenstädte, die rauchenden Schloten. Der Bayer kämpft fast bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts mit der Kargheit der Berge und der Kälte des Winters, hat mit München eine Metropole, die bei aller Geschäftigkeit und Technik noch immer ein Hauch von Ludwig II. verspüren lässt. Was diese Unterschiede für das geistige Leben, für die Entwicklung der Freiheit, für die Erfahrung des Kirchlichen bedeuten könnten, wage ich in drei Beobachtungen anzudeuten, die bewusst im Vordergründigen stehenbleiben und von Ihnen erhoffen, dass Sie die Beobachtungen dann vielleicht zum Hintergründigen ergänzen mögen.

Erstens: In der westfälischen Kirche singen die Männer die Kirchenlieder lauter, in der bayerischen die Frauen.

Zweitens: Wenn der Westfale am Prinzipalmarkt in Münster eingekauft hat, dann trinkt er bei Pinkus Müller ein kleines Helles. Und er wird, wie der westfälische Dichter sagt, immer leiser. Wenn der Bayer in München eingekauft hat, dann trinkt er im Hofbräuhaus eine große Maß. Und er wird, so der bayerische Dichter, immer lauter.

Drittens: Eine These, in der Fußangeln stecken mögen, die ich noch nicht entdeckt habe, die ich deswegen ganz schnell spreche: Die Westfalen entwickeln aus einer sensiblen, hinter äußerer Robustheit versteckten Spiritualität eine verlässliche Verantwortlichkeit und Rechtstreue. Die Bayern entwickeln aus einer robusten, in einer gewissen Distanz zum Recht erprobten Verantwortlichkeit eine religiöse Spiritualität und Gemeinschaftskultur.

Beide Landsmannschaften pflegen Realismus, Fröhlichkeit, Heimatverbundenheit, Gottvertrauen und Wertesicherheit. Insoweit wird sich der Westfale in Bayern wohlfühlen. Es könnte aber dem nachdenklichen, dem selbstreflektierenden, dem spirituellen Wesen eines Westfalen entsprechen, dass er ganz gelegentlich doch so eine Art Heimweh empfindet – nach Dortmund, nach Paderborn, nach Geseke. Doch dann, so sagen die Experten, gibt es ein probates Mittel, das immer hilft: Fliege für einige Tage nach Rom, dann hast du Heimweh nach Deutschland.

Meine Damen und Herren, wenn ich diese Überlegungen zusammenfassen darf, so geht es Reinhard Kardinal Marx um die Freiheit als Voraussetzung für Verantwortung und für Liebe. Für die kirchliche Soziallehre auf eine kurze Formel gebracht: Er vertritt die Idee der verantwortlichen Marktwirtschaft. Und in dieser Idee verdient er ersichtlich den Preis für die Soziale Marktwirtschaft – ein Preis, der Dank ausdrückt; ein Preis, der den Denkenden und seine Gedanken würdigt; ein Preis, der zu Recht die Öffentlichkeit, auch die Aufmerksamkeit der Medien auf diese Thesen des zu Ehrenden richtet. Hinter diesem Preis verbirgt sich die menschliche Hoffnung und die christliche Zuversicht, dass dieser Preisträger in seiner geistigen Weite weiterhin nachdenken und vorausdenken wird, in seinem Christentum uns die Zukunft, auch unsere ferne Zukunft gegenwärtig macht.

Herzlichen Glückwunsch, Herr Kardinal.

WORTE DES PREISTRÄGERS

Reinhard Kardinal Marx

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich bin sehr bewegt über diese Auszeichnung. Das können Sie verstehen. Es wurde gesagt, es sei nicht selbstverständlich, dass ein katholischer Bischof einen solchen Preis bekommt. Soziale Marktwirtschaft verbindet man nicht sofort mit einem kirchlichen Engagement und deshalb danke ich Ihnen sehr für diese Auszeichnung. Es wurde in der Laudatio darauf hingewiesen, dass ich in meinem Leben, eben bevor ich Bischof wurde, auch natürlich schon in sozialen und politischen Fragen engagiert war.

Ich fühle mich aber auch deswegen sehr bewegt, weil die Verleihung hier an dieser Stelle, in der Paulskirche, stattfindet. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass hier der demokratische Aufbruch Deutschlands begonnen hat, und ein weiterer Name ist eben gefallen, der mich in besonderer Weise und immer wieder inspiriert hat, der Name Wilhelm Emmanuel von Ketteler. An diesem oder einem ähnlichen Pult hat er am 18. September 1848 gestanden, als draußen in den Straßen Frankfurts Unruhen und Demonstrationen gegen die Nationalversammlung stattfanden. Genau an diesem Tag, als er seine Rede hielt, übrigens seine einzige zur Schulpolitik und das Elternrecht, wurden zwei Abgeordnete umgebracht. General Hans von Auerswald und Felix

Fürst Lichnowsky. Ketteler wurde dann gerufen, weil die schrecklich entstellte Leiche Lichnowskys die Leute erschrocken hat. Er segnete die Leichen und wurde eingeladen, bei der Beerdigung die Trauerrede zu halten. Eine Trauerrede, in der es vor allem um die Demagogen im Hintergrund der Morde ging, die die Menschen erst aufwiegelten gegen den Staat und die Ordnung.

Also ich bin sehr bewegt, ausgerechnet hier an der Stelle zu sprechen, wo der große Sozialethiker und Bischof von Ketteler gestanden hat, der für mich zu einer Leitfigur geworden ist. Ein Mann, der zunächst in den Staatsdienst ging, diesen später quittierte, weil er dem preußischen Staat wegen der Mischehenfrage kritisch gegenüber stand, um dann eine kirchliche Karriere einzuschlagen. Dort wollte er zunächst „Bauernpastor“ in Beckum sein, um dann in die Nationalversammlung gewählt zu werden. Und von dieser Stelle aus ist eine Initialzündung für den sozialen Katholizismus in Deutschland ausgegangen.

Ich hätte mir niemals träumen lassen, dass ich hier einmal sprechen würde. Und deswegen ist es so bewegend, auch, dass Sie alle gekommen sind, um dieser Feierstunde beizuwohnen. Denn das, was Bischof von Ketteler hier erlebt hat, war auch eine Art Erweckungserlebnis für ihn. Er gewann hier die Überzeugung, dass er sich, egal in welchem Amt, und zwei Jahre später wurde er Bischof von Mainz, für stets für die soziale Gerechtigkeit einsetzen müsse.

Die soziale Lage der Menschen hängt an der Beteiligung aller oder der Inklusion, wie wir heute sagen würden, und dieses Prinzip gehört nach von Ketteler zum Depositum fidei, also zur Mitte des Glaubens. Es ist nicht etwas für Spezialisten am Rande der Kirche, die sich mit sozialen Fragen beschäftigen, sondern es kommt aus der Mitte des Evangeliums. Aus der Mitte der Verkündigung vom Tod und der Auferstehung Jesu. Es ist etwas zutiefst Religiöses, sich mit den Fragen der sozialen Gerechtigkeit zu beschäftigen.

Und ich glaube nicht, dass es überflüssig geworden ist, dies in Erinnerung zu rufen, sowohl in unsere Kirche hinein wie auch in die Gesellschaft. Und deswegen ist es so bewegend, heute hier zu sprechen. Von Ketteler hat sich damit auseinandergesetzt und insofern ist er vielleicht auch einer der Initiatoren der Sozialen Marktwirtschaft. Natürlich nicht in einem direkten kausalen Sinne, aber doch vom Denken her, weil er sich sehr

intensiv mit dem damaligen Liberalismus und Kapitalismus auseinandersetzte.

Zunächst in der Überzeugung, dass man ein soziales Problem durch die Beendigung der ständischen Gesellschaft karitativ lösen könne, indem um es sehr einfach auszudrücken, denen, „die unter die Räuber gefallen sind“, geholfen wird. Doch nach und nach kam von Ketteler zur Überzeugung, dass dies allein nicht reichen würde, sondern dass man, um es in meinen Worten zu sagen, auch die Straßen von Jerusalem nach Jericho sicherer machen müsse, damit weniger Menschen „unter die Räuber fallen“. Beides ist also notwendig, karitative Unterstützung und soziale Infrastruktur.

Das war eine Initialzündung auch für die Idee des späteren Ordoliberalismus, der für das Denken der Sozialen Marktwirtschaft eine außerordentliche Bedeutung hat. Soziale Marktwirtschaft ist nicht einfach Ordoliberalismus, daran muss man immer wieder erinnern und die Begriffe auseinanderhalten, aber es gibt doch einen starken inneren Zusammenhang.

In einer Ansprache nach diesem Prozess der Selbstvergewisserung vor der Fuldaer Bischofskonferenz 1869 und noch vor dem Kulturkampf, sagte Ketteler den bischöflichen Mitbrüdern, dass sie sich mit dem System positiv auseinandersetzen müssten. Ich sage dies jetzt mit meinen Worten: Wir müssen uns auf den Boden der Marktwirtschaft, auch das war damals noch kein Begriff, stellen. Wir müssen versuchen, die Arbeiter, die seinerzeit noch nicht Nutznießer dieses effizienten marktwirtschaftlichen Systems waren, mit einzubeziehen. Seine negativen Seiten, so würden wir heute sagen, sind mittels einer klugen Ordnungspolitik so auszugleichen, dass die Marktwirtschaft, dieses hocheffiziente Instrument zur Allokation von Gütern und Dienstleistungen, die innovativ, nach vorne gewandt, ein Erkundungsverfahren ist, dass sie gemeinwohlorientiert bleibt und alle einschließt. Niemand ist ausgeschlossen!

Wir können keine Gesellschaft akzeptieren – und zur Gesellschaft gehört die Wirtschaftsordnung –, in der Menschen ausgeschlossen werden. Und deswegen ist die Perspektive, die Solidarität aller Menschen, der Einschluss aller auch der zukünftigen Generation, langfristig, eine ganz entscheidende Konstruktionsbasis für das, was wir in diesem Sinne Soziale Marktwirtschaft nennen.

Und ich glaube, dass dieser Ort, der mich sehr bewegt, auch ein Anstoß sein kann, dass wir uns weiter mit diesen wichtigen Fragen beschäftigen und die Soziale Marktwirtschaft weiterdenken.

Für die kirchliche Seite geht es darum zu entdecken, dass aus dem christlichen Glauben, seiner Liturgie und seiner Erfahrung, dass wir von Gott geliebt sind, Herr Kirhhof hat darauf hingewiesen, dass wir angenommen sind, dass jeder Bild des lebendigen Gottes ist, dass aus dieser Begegnung mit dem lebendigen Gott unsere Inspiration folgt, uns auch einzulassen auf die Welt. Aber nicht allein mit den Mitteln der Welt, sondern mit einer Hoffnung, die viel weiter reicht.

Und deswegen fasse ich die viel diskutierte Rede des Papstes jüngst in Freiburg so zusammen, dass der Staat Staat und die Kirche Kirche bleiben sollen. Sie soll gerade als Kirche mit dieser Hoffnung die Welt verwandeln und ich glaube, genau das fordert uns auch heute heraus. Wenn die Kirche nur eine politische Partei wäre oder eine Wohltätigkeitsorganisation, hätte sie nicht den Auftrag erfüllt, den sie bekommen hat. Aber wenn die Kirche nur eine in sich verschlossene Gemeinschaft der Reinen, Unantastbaren wäre, die sich hinter Mauern verschanzt und mit der modernen Welt nichts zu tun haben will, an der Seite steht und ständig etwas zu kritisieren hat, ohne positive Ausblicke auf die Zukunft, ohne Beteiligung, ohne Engagement, ohne Liebe zu den Menschen, auch zu den Sündern, dann entspricht das nicht der Botschaft, die uns der Papst in dieser Rede mitgibt.

Und so denke ich, ist gerade die Verleihung eines solchen Preises an einen Bischof, für mich selber natürlich eine Ermutigung, wenn ich auch durch den Preis und durch die lobenden Worte etwas beschämt bin, aber es ist eine Ermutigung auch für uns in der Kirche, die sozial engagiert sind und die soziale Frage weiterhin in die Mitte der Kirchen und der Gesellschaft zu rücken.

Ich möchte zwei Punkte aus der aktuellen Diskussion mit einbeziehen, die auch schon genannt worden sind. Das eine ist das große Thema der Freiheit. Herr Kirhhof hat mich ganz richtig verstanden. Das ist ein zentrales Thema. In seiner letzten Publikation hat Papst Johannes Paul II. wenige Monate vor seinem Tod in einem kleinen Bändchen „Erinnerung und Identität“, einige Gedanken niedergelegt. Und da schreibt er auch über die Katholische Soziallehre und den roten Faden, der diese Katho-

liche Soziallehre zusammenhält. Und dieser der rote Faden, der durch die Enzykliken, durch die Verkündigung seit *Rerum Novarum* von 1891 und das Denken von Kettlers hindurch geht, ist der Faden ist die Freiheit.

Das war auch mir in der Tradition der Soziallehre nicht so bewusst. Wir sprechen von Personalität und Solidarität. Aber, die Freiheit in dieser Weise in die Mitte zu stellen, ist etwas Außergewöhnliches. Natürlich ist es verständlich vor dem biografischen Hintergrund dieses Papstes, Johannes Paul II., für den die Freiheit eben Ausdruck der Gottebenbildlichkeit ist, und aus den Erfahrungen in einer Diktatur von Freiheit zu sprechen, hat ihn besonders geprägt. Die Freiheit in Verantwortung wahrzunehmen, ist auch das Leitbild der Sozialen Marktwirtschaft.

Und Verantwortung bedeutet, Verantwortung wirklich zu übernehmen. Verantwortung bedeutet individuell vor den anderen zu dem zu stehen, was man ist und tut, aber auch als Institution Verantwortung zu übernehmen, Haftungen einzugehen und sie zu akzeptieren. Das heißt, Regeln anzunehmen, die durchsetzungsfähig sind. Verantwortung bedeutet für einen Christen mehr, als nicht vorbestraft zu sein. Wenn sie im Himmel ankommen, können sie nicht sagen, „Petrus, mir kann nichts passieren, ich bin nicht vorbestraft.“ Das wird nicht reichen. Freiheit und Verantwortung bedeutet ein sittliches Subjekt zu sein, das die Möglichkeiten, die uns Gott gegeben hat, die in uns ruhen, auch wirklich zum Tragen bringt. Eine Verantwortung zu übernehmen für das, was mir Gott geschenkt hat an Gaben, an Charismen, an Intelligenz, an Liebesfähigkeit, an Barmherzigkeit, und dies nicht verkümmern zu lassen, sondern einzubringen. Nicht nur für mich selber, sondern auch für die Gesellschaft, für die Gemeinschaft, für die Familie. Das sind wesentliche Quellen der Freiheit. Es ist notwendig und wichtig, daran immer wieder zu erinnern.

Und deswegen, Herr Töpfer hat das genannt, sage ich es auch ein wenig provokativ, dass wir jetzt, in der Stunde der Krise, über den Kapitalismus hinaus denken müssen. Die Soziale Marktwirtschaft wurde gelegentlich als dritter Weg bezeichnet. Vor zehn oder zwanzig Jahren, hätte ich mit einer solchen Formulierung großen Widerstand unter fast allen Ökonomen hervorgerufen. Heute darf ich es wieder sagen. Wobei dritter Weg eine etwas schematische Formulierung ist. Denn es kommt darauf an, der Gefährdung zu einem Kapitalismus zu widerstehen, der kurzfristig in

Quartalszeiträumen und an Eigenkapitalrenditen orientiert ist, das zum alleinigen Maßstab der gesellschaftlichen Entwicklung macht und alles andere diesen Daten und diesem Denken unterwirft. Dem zu widerstehen ist gerade um der Wirtschaft Willen zu tun, so mahnen die großen Denker der Sozialen Marktwirtschaft. Und davor stehen wir im Augenblick.

Ich kann mich an Begegnungen in den Vereinigten Staaten erinnern, wo das Wort Kapitalismus einen anderen Klang hat, aber wenn man auch dort mit den Menschen diskutiert, spürt man, dass wir hier eine Debatte führen müssen. Wenn wir von Sozialer Marktwirtschaft reden, darf das nicht nur einfach eine Prozessionsfahne sein, die zu großen Festakten ausgerollt wird, sondern wir müssen wirklich an dem Begriff arbeiten und immer fragen, was er uns inhaltlich bedeutet. Er ist kein geschlossenes feststehendes System, sondern eine Form des Miteinanders von Markt, Staat und Gesellschaft. Es enthält moralische Grundlagen, kulturelle Voraussetzungen. Und ein besonderes Verhältnis von Recht und Wirtschaft. Und all das muss immer wieder von neuem diskutiert und ausdifferenziert werden. Die Soziale Marktwirtschaft mit ihren Grundelementen wie Tarifautonomie und Demokratie ist nicht als etwas Gegebenes anzusehen, sondern als eine Aufgabe, der man sich täglich stellen muss, Soziale Marktwirtschaft ist mehr als ein Kapitalismus.

Die Zielrichtung in der Sozialen Marktwirtschaft soll, wie auch ihre großen Denker gesagt haben, die Einbeziehung und die Solidarität aller sein. Die langfristige Ermöglichung eines „Wohlstands für alle“ waren Erhards Worte. Ob wir das heute noch so sagen können, ist zu fragen, und deswegen haben wir Bischöfe in der Kommission VI der Deutschen Bischofskonferenz gesagt, wir müssen das neu übersetzen – vielleicht mit „Chancen für alle“. In der Idee der Sozialen Marktwirtschaft: Keiner wird vergessen, keiner ist überflüssig. Jeder bekommt eine Chance und zwar nicht nur einmal, sondern immer wieder. Immer wieder von neuem wird ihm die Chance gegeben, in freier Verantwortung das aus seinem Leben zu machen, was ihm der liebe Gott zur Verfügung gestellt hat. Und wir helfen ihm dabei. Und wer krank ist, wer alt ist, wer nicht mehr seine Arbeit auf dem Markt anbieten kann, der erfährt die Solidarität aller.

Diese Grundelemente, dieses Grunddenken, dieses Grundgerüst der Sozialen Marktwirtschaft war und ist unabdingbar für die Zukunft und es geht darum, dass jetzt in diesen Stunden zu europäisieren oder gar zu globalisieren. Wir haben davon gehört, Herr Pöttering hat zu Recht darauf hingewiesen. Bestimmt stellt sich die Frage der Realisierbarkeit. Aber

denken wir zurück. Niemand hätte vor zwanzig oder dreißig Jahren an eine gemeinsame Währung gedacht. Und niemand hat an die jetzige Krise gedacht. Aber ich wäre vorsichtig zu sagen, dass bestimmte Dinge nicht möglich sind. Niemand hätte an den Fall der Berliner Mauer im Jahr 1989 gedacht.

Und deswegen wird die große Frage des 21. Jahrhunderts sein, ob wir auf einer globalen Ebene, zunächst auf der europäischen Ebene, die jetzt gefährdet ist, ein Gemeinwesen aufbauen können, das subsidiär ist und doch ein Gemeinwesen darstellt. Was das rechtlich bedeutet, was das politisch bedeutet, was das gesellschaftlich bedeutet, kann ich nicht absehen. Aber es wird eine der großen Fragen sein, eine Schicksalsfrage.

Und deswegen ist es wichtig, dass die Soziale Marktwirtschaft im Vertrag von Lissabon verankert wurde. Ich glaube, dass das geschichtlich einschneidendste Datum der letzten Jahrzehnte das Jahr 1989 war. Danach ist, so wie Johannes Paul II. in seiner Enzyklika *Centesimus Annus* befürchtete, eine radikale kapitalistische Ideologie zum Tragen gekommen. Eine Ideologie, die im Grunde nicht in Regeln eingebunden ist. Deregulierung war das Wort der Stunde, Sie werden sich vielleicht daran erinnern. Natürlich ist nichts einzuwenden gegen Entbürokratisierung, die Überprüfung überflüssiger oder gar schlechter Regulierung. Aber entscheidend ist, dass es Regeln gibt, wie sie wirken und wo sie ansetzen. Denn ohne Regeln geht es nicht, sie sind der zentrale Punkt der Ordnungspolitik. Wie soll ein Markt funktionieren? Nach meinem Verständnis funktioniert der Markt niemals ohne Regeln, ohne Rechtsordnung und ohne kulturelle Grundlagen. Auch der Markt ist ein „Zivilisationsprodukt“, wie es Franz Böhm einmal ausgedrückt hat. Weltweit wird es ohne Zivilisation keine Marktwirtschaft geben. Und daran müssen wir gerade in Europa festhalten es ist unsere Aufgabe, gerade in einer Periode daran zu erinnern, in der die Globalisierung als eine positive Herausforderung voranschreitet.

Es ist wichtig, die Ziele und Mittel in richtiger Weise zueinander zu führen. Die Wirtschaft ist kein Kampf, sondern ein Austausch von Gaben. Und mit ihrem Austauschcharakter wird die Wirtschaft etwas Kulturelles, kirchlich sprechen wir von einem Kultursachbereich. Miteinander in Beziehungen zu treten, zu kaufen und zu verkaufen, ist nicht etwas Primitives, sondern eine Begegnung in einer Rechtsordnung. Das müssen wir immer mit bedenken!

Aber es ist eben nicht das Ziel des Ganzen. Das Ziel der Marktwirtschaft ist die Freiheit, die Würde, die Gerechtigkeit, die Suche der Menschen nach ihrem eigenen persönlichen Glück und nach dem Glück aller. So möchte ich unterscheiden, um Ziel und Mittel nicht zu verwechseln und damit die Mittel nicht an die Stelle der Ziele rücken. Die Märkte sind kein Selbstzweck, der wichtiger wäre als das Ziel, das damit erreicht werden soll. Denn wie könnte man sonst die richtigen Mittel einsetzen in der richtigen Weise, mit den richtigen Regeln, wenn man das Ziel aus den Augen verloren hätte? Deswegen ist es wichtig in der aktuellen Situation über die Ziele der Sozialen Marktwirtschaft nachzudenken. Und das betrifft Europa als Ganzes.

Natürlich habe ich keine Antwort auf all die konkreten Herausforderungen, vor denen wir in der Europäischen Union jetzt stehen. Wenn ich die Zeitungen aufschlage, muss ich intensiv nachdenken, um den Überblick aller Maßnahmen nicht zu verlieren. Aber die grundsätzliche Frage bleibt: Warum wollen wir in und für Europa zusammenstehen? Wir haben in der Europäischen Bischofskonferenz einen Text vorbereitet, der Anfang kommenden Jahres veröffentlicht werden soll: Die europäische Solidaritäts- und Verantwortungsgemeinschaft, wird es dort heißen. Und wenn das weiterhin ein Ziel ist, wird man Schritt für Schritt auch Wege finden. Europa gehört zu den ganz großen Herausforderungen unserer Zeit, auch aus Sicht der Katholischen Soziallehre. Deswegen bin ich froh darüber, dass im Lissabon-Vertrag von einer höchst „wettbewerbsfähigen Sozialen Marktwirtschaft die Rede ist.“

Zum ersten Mal wird der Begriff in einem internationalen Vertrag genannt, und wir haben uns als Bischöfe der Aufgabe angenommen, diesen Begriff mit Inhalt zu füllen, um die Diskussion anzuregen. Wir wissen gut genug, dass das, was wir unter Sozialer Marktwirtschaft verstehen, längst nicht überall Gemeingut ist. Und deshalb ist es wichtig, sich darüber auszutauschen und auch zu streiten. Ich war sehr froh, dass Ministerpräsident Mario Monti im letzten Jahr in einer kleinen Arbeitsgruppe der Bischofskonferenz in Brüssel über Soziale Marktwirtschaft referiert hat. Das hat mich sehr beeindruckt und in der Überzeugung bestärkt, dass er jetzt an der richtigen Stelle ist, um Italien auch im Sinne einer Sozialen Marktwirtschaft voranzubringen.

Die Soziale Marktwirtschaft ist eben keine Fußnote der Geschichte ohne Aktualität, wie es ein Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* beschrieben hat. Aber wenn wir die Soziale Marktwirtschaft zu einem Zukunftsprojekt machen wollen, sind wir alle gefordert, sowohl in der Konrad-Adenauer-Stiftung wie von Seiten der Kirchen und der Katholischen Soziallehre, intensiv daran zu arbeiten. Es ist ein großes Projekt, ein europäisches Projekt und es ist schön, dass die Europäische Union uns diesen Auftrag in den Vertrag hineingeschrieben hat.

Wir müssen über den Kapitalismus hinaus denken. Soziale Marktwirtschaft ist nicht gleich Kapitalismus. Das ist unser großes Projekt: Freiheit und Teilhabe, das Menschenbild. Es ist wichtig, dass wir nie vergessen, die sozialen, kulturellen, auch die religiösen Wurzeln im Blick zu behalten. Professor Kirchhof hat daran erinnert, dass nur in der biblischen Tradition der Mensch Ebenbild Gottes ist mit seiner Freiheit und seiner Verantwortung. Vergleichbares gibt es in keiner anderen Kultur und Religion, dass der Mensch von Gott geschaffen ist, dass er Bild Gottes ist und dass Gott selber Bruder jedes Menschen geworden ist – eine radikale Sicht!

Herr Professor Kirchhof hat einmal gesagt, der revolutionärste Satz, der jemals überhaupt auf dieser Erde geschrieben wurde, sei, dass der Mensch Ebenbild Gottes ist und als Mann und Frau von ihm erschaffen wurden. Wenn das stimmt, sind wir alle Brüder und Schwestern. Wir sind Brüder und Schwestern und das bedeutet, wir haben einen Auftrag, dass dies gesellschaftliche Wirklichkeit wird. Wir haben in der Kommission VI der Bischofskonferenz einen Text über chancengerechte Gesellschaft und Beteiligungsgerechtigkeit veröffentlicht. Das Ziel unseres Sozialstaats ist weder eine Betreuung von oben herab noch allein die Verteilung von Geld. Sie sind nicht der wesentliche Ausdruck der Solidarität, sondern die Ermöglichung, dass jeder seinen Beitrag leisten kann, dass er eine Chance erhält durch Familie, durch Bildung, durch Förderung, dass ihm geholfen wird, das in die Gesellschaft einzubringen, was in ihm steckt. Das ist das christliche Menschenbild.

Wir müssen die Ordnungspolitik und eben auch das, was aus ihr gefolgt ist, die Soziale Marktwirtschaft, auf einer neuen Ebene, europäisch und global, neu entwickeln. Dazu bedarf es der Ordoliberalen. Eine Renaissance der Ordnungspolitik und des Gedankens der Nachhaltigkeit halte ich für elementar, Professor Töpfer hat darauf hingewiesen. Man

darf es nicht zum Allerweltsprinzip machen, was Sie unterstrichen haben, lieber Herr Töpfer. Man muss dafür sorgen, dass es im politischen Handeln konkret wird. Und politische Verantwortung kann im Grunde nur von den Politikern wahrgenommen werden, die sich von Langfristigkeit leiten lassen. Diesen Gedanken müssen wir gesellschaftlich angehen. Mit Regeln, die die Entschleunigung ermöglichen, von der Sie gesprochen haben. Das muss auch aus unserer politischen Verantwortung folgen.

Zum Abschluss danke ich herzlich für diese große Auszeichnung. Ich danke für die Ermutigung, die ich durch diesen Preis auch für meine Arbeit in der Bischofskonferenz erfahren habe, für das Wohlwollen, für die lobenden Worte und Ihre Anwesenheit. Die Katholische Soziallehre und die Konrad-Adenauer-Stiftung sollten gemeinsam daran arbeiten, auf europäischer Ebene oder auch weltweit, wo immer es geht. Europäisierung und Globalisierung der Sozialen Marktwirtschaft stehen gerade jetzt, in dieser Krise auf der Tagesordnung, damit Europa sich als geistiger Motor der künftigen Entwicklung versteht, auch der weltweiten Globalisierung und ihrer Eckpunkte. Diese im Sinne der Sozialen Marktwirtschaft zu gestalten, das nehme ich als Auftrag dieses Tages mit und möchte es nicht anderen überlassen, eine schöne Aufgabe!

HERAUSGEBER UND AUTOREN

Prof. Dr. Paul Kirchhof, Richter am Bundesverfassungsgericht a.D., ist Direktor des Instituts für Steuerrecht an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg.

S. Em. Reinhard Kardinal Marx ist Erzbischof von München und Freising.

Dr. Hans-Gert Pöttering MdEP, Präsident des Europäischen Parlaments a.D., ist Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Dr. h.c. Petra Roth ist Oberbürgermeisterin a.D. der Stadt Frankfurt am Main.

Prof. Dr. Klaus Töpfer, Bundesminister a.D., ist Vorsitzender der Ethikkommission für eine sichere Energieversorgung der Bundesregierung.